

Mit zwei Gedenktagen hat mich der katholische Kosmos in der vergangenen Woche in eine Dimension katapultiert, die vielen Menschen zugänglich sein dürfte. Eher nüchtern und sachlich, aber doch bestimmt hat die katholische Kirche die biblisch verbürgten Erzengel Michael, Gabriel und Rafael und die Schutzengel gefeiert. Für die meisten Menschen ist es nicht schwierig, an die Existenz von Engeln zu glauben. Sie sind davon überzeugt, dass es solche geistigen Wesen gibt, die schützen und helfen. Manchmal sind die Engel auch normale Menschen und heißen Horst, Gertrud, Marvin oder Luca.

Nach biblischem Verständnis handeln die Engel nie im eigenen Namen, sondern immer im Auftrag Gottes. Durch sie wird Gott selbst spürbar. Mir fällt vor allem auf, dass die Engel immer in Bewegung sind. Im Alten Testament sieht Jakob die Engel im Traum auf der Himmelsleiter auf- und absteigen (vgl. Gen 28,12). Jesus sagt, dass die Engel einst auf- und niedersteigen werden über dem Menschensohn (vgl. Joh 1,51). Die Engel stehen nicht still – vom Sitzen ganz zu schweigen. Sie haben keinen Boden unter den Füßen, aber sie fallen auch nicht ins Bodenlose. Vielmehr scheinen sie zu schweben. Sie leben in einem dynamischen Zustand. Die namentlich bekannten Engel werden zu Menschen geschickt, deren Leben ebenfalls in der Schweben ist. Als der Erzengel Gabriel zu Maria kommt, steht sie vor der tiefgreifendsten Entscheidung ihres Lebens. Der Erzengel Michael tritt auf den Plan, als die Strukturen in der Welt zusammenbrechen und das Böse zu siegen droht. Michael schützt die Schwachen und verhilft der Gerechtigkeit wieder zum Durchbruch. In Krankheit und Leiden, die den Menschen aus der Bahn werfen können, erscheint plötzlich der Erzengel Rafael. Er gibt dem jungen Tobias Orientierung und durch sein Wissen kann dessen kranker Vater geheilt werden.

Engel leben in der Schweben und begleiten Menschen in Schwebesituationen. Wieviel ist aktuell bei uns in der Schweben? Immer wieder stellen sich neue Fragen, wie sich die Coronapandemie entwickelt: weltweit und konkret bei uns. Durch neue Erkenntnisse gibt es neue Antworten. Es gilt, diesen dynamischen Zustand der Pandemiebekämpfung auszuhalten. Wie entwickelt sich die Kirche weiter durch den synodalen Weg und durch die päpstliche Entscheidung für das Erzbistum Köln? Auch hier gilt es, den Schwebenbeizustand zu akzeptieren. Die verschiedenen Meinungen sollten sich nicht gegenseitig runterdrücken, sondern versuchen, in größtmöglicher Leichtigkeit und Gelassenheit einander zu verstehen, weil sich alle in der Schweben befinden. Ähnliches gilt für die bevorstehende Regierungsbildung.

Was für die Engel eine Selbstverständlichkeit ist, bleibt für uns Menschen eine ständige Herausforderung: im Schwebenbeizustand zu leben. Aber wer genau hinsieht, wird feststellen, dass wir meistens keinen festen oder nur sehr wackligen Boden unter den Füßen haben. Wir können von den Engel lernen, dass es darauf ankommt, in Bewegung zu bleiben. Wir können uns sogar der Dynamik des Auf- und Niedersteigens anvertrauen, weil das Vorbild der Engel zeigt, dass wir nicht ins Bodenlose fallen werden. Wir werden Engel finden und wir können Engel werden. Auch das ist in der Schweben.

Früher sagte man, wenn man einen Menschen nicht ausstehen konnte und sich ihn möglichst weit weg wünschte: „Ich würde ihn am liebsten auf den Mond schießen“. Heutzutage fliegen die Menschen freiwillig in das Weltall – vielleicht auch, weil sie sich auf der Erde nicht mehr wohl fühlen oder weil sie sich nach neuen Horizonten sehnen. In weniger als drei Monaten sind drei Ausflüge ins All gestartet, finanziert von den reichsten Menschen der Erde. Die Weltraumfahrt im Juli erlangte ihren Ruhm aufgrund der Tatsache, dass das erste Mal eine ganze Gruppe von Touristen ins All geflogen ist. Die zweite Tour punktete damit, dass sie den bisher jüngsten und ältesten Menschen ins All beförderte: einen 18jährigen jungen Mann und eine 82 Jahre alte ehemalige US-Pilotin. Die dritte Fahrt sollte nicht nur die bisher längste Reise mehrerer Privatpersonen sein, sondern sie wollte auch menschlich anrühren. Besonders die 29jährige Arzthelferin, die als Kind selbst eine schwere Krebserkrankung überwunden hat, sollte zur All-Botschafterin der Zuversicht und zur Mutmacherin für alle Schwerkranken auf der Erde werden. Außerdem sollten durch diesen Flug 170 Millionen Euro an Spenden für ein Kinderkrankenhaus eingeworben werden. Klingt zwar viel, wird aber eher fragwürdig, wenn man nach Medienberichten davon ausgehen muss, dass die Tickets der Weltraumtouristen ungefähr 200 Millionen Euro gekostet haben. Wenn man dann noch bedenkt, wieviel Geld und menschliche Kraft in die Entwicklung und Umsetzung dieser Weltraumreise gesteckt werden musste, kann man sich fragen, warum man nicht den Menschen direkt Geld und Hilfe hat zukommen lassen.

Anstelle ein paar Menschen publikumswirksam ins All zu schießen, hätte man den Coronaimpfstoff einmal rund um die Erde schicken sollen – gerade auch zu den Ärmsten. Das wäre wirklich eine bewundernswerte Leistung gewesen, die einen Eintrag ins Guinnessbuch der Rekorde verdient hätte. Aber ich habe natürlich leicht reden, da ich weder die Mittel noch die Kraft zu solcher Aktion habe. Aus meiner Position erkennt man leicht den Millionen Dollar schweren Balken im Auge des anderen und übersieht den vergoldeten Splitter im eigenen Auge. Auch ich könnte mehr tun als reden.

Am besten ist es, wenn wir niemanden auf den Mond oder ins All schießen wollen, sondern uns alle auf eine ganz besondere Reise machen. Der englische Benediktinermönch und Mystiker Bede Griffiths (1906 – 1993) lädt uns dazu ein: „Nun ist die Zeit reif, sich nach innen zu wenden, das innere Universum im Herzen erforschen zu lernen und die lange und aufregende Reise in das Zentrum zu beginnen. Damit verglichen, ist die Erkundung des Mondes und der Planeten ein Kinderspiel.“ Diese Reise ins eigene Innere kann man nicht kaufen, aber sie lohnt sich. Der Weg ist anstrengend und dauert länger als ein paar Stunden oder Tage. Es gibt jedoch viele Reichtümer zu entdecken, die in uns selbst und in unseren Mitmenschen stecken. Und ganz ohne Geld bereichern sie unser Leben.

An zwei Persönlichkeiten kommt in diesen Zeiten niemand vorbei. Dabei muss man ihnen nicht direkt begegnet sein. Wir profitieren vielmehr von dem Fundament, das sie gelegt haben. Sie haben das Gesundheitswesen im 19.Jahrhundert revolutioniert und die Seuchen durch die Entdeckung der bakteriellen Erreger zurückgedrängt. Der eine, Robert Koch, erhielt für seinen Nachweis der Tuberkelbazillen den Nobelpreis für Medizin. Der andere, Rudolf Virchow, machte sich nicht nur einen Namen als Erforscher der Körperzellen und Berater in Seuchenfragen, sondern war auch in der Politik tätig. Für ihn begann die Hygiene bei der Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln und Medikamenten. Nach seiner Ansicht war die Medizin die Blaupause für die große Politik. Daher komme den Medizinern im Staat größte Bedeutung zu. Große dramatische und folgenschwere Auswirkungen hatten die Fehleinschätzungen seines jüngeren Kollegen und Konkurrenten Robert Koch. Das von diesem entwickelte Medikament zur Heilung der Tuberkulose richtete mehr Schaden an, als dass es half. Koch scheute auch vor Menschenversuchen nicht zurück und hielt unerbittlich an seiner These fest, dass nur absolute Reinheit zur Gesundung führt. Heute wissen wir es besser.

Auch Lichtgestalten haben ihre Schattenseiten. So unterschiedlich die großen Persönlichkeiten der Geschichte auch sind, es gibt eine Konstante. Sie bleiben immer Kinder ihrer Zeit. Sie sind wie jeder andere Mensch auch mit Fehlern und Einseitigkeiten behaftet.

Am 1.November feiern wir die großen Lichtgestalten in der katholischen Kirche. Mit dem Fest Allerheiligen werden uns Menschen vor Augen gestellt, die in besonderer Weise aus dem Glauben gelebt haben. Dabei fällt auf: je länger ihr Leben zurückliegt, desto deutlich wahrnehmbarer ist ihr Lichtglanz. Bei den Heiligen der jüngeren Vergangenheit treten schon einmal Schatten hervor, besonders wenn sie ein langes Leben auf Erden zu bestehen hatten. Die vor 5 Jahren heiliggesprochene und auch von mir verehrte Mutter Teresa von Kalkutta muss sich einige Kritik gefallen lassen. Unter anderem warf die renommierte katholische Lepra-Ärztin Ruth Pfau ihr vor, nichts gegen die Ursachen von Armut und Krankheit unternommen zu haben. Das Buch „Komm, sei du mein Licht“ mit persönlichen Aufzeichnungen ihres Glaubensweges zeigt die heilige Ordensfrau als leidenden, zweifelnden, aber immer Gott suchenden Menschen. Dagegen ist beim italienischen Teenager Carlo Acutis, der im vergangenen Jahr selig gesprochen worden ist, alles hell. Er starb 2006 mit 15 Jahren an Leukämie. Sein allzu kurzes Leben und seine starke Eucharistie- und Marienfrömmigkeit beeindruckten. Als Computerfreak ist er jetzt zum Schutzpatron des Internets geworden. Er ist der erste Heilige in Jeans und Sneakers. Ich frage mich manchmal nur, was aus ihm in 20, 30 Jahren geworden wäre. Und ich frage mich, wie meine Lebensbilanz ausgesehen hätte, wenn ich vor 20, 30 Jahren gestorben wäre.

Ich bin dankbar für alle Menschen, die in ihrem Leben Licht für andere verbreitet haben. Ich bin aber auch manchmal darüber erschrocken, wenn die dunklen Seiten sichtbar werden. Wenn ich mein eigenes Leben anschau, sehe ich beides. Die Lichtgestalten machen mir Mut, meinen eigenen Weg zu gehen und möglichst wenig Schatten zu verbreiten.

Die Nacht zum 1.November liegt hinter uns. Der Vormittag des 11.November kommt in Kürze. Halloween mit den unsäglichen Horrorclownmasken und ausverkauften Pink Soldier-Uniformen ist vorbei. Die Karnevalszeit mit ihren traditionellen Kostümen und lustigen Verkleidungen steht noch aus. Bereits zum zweiten Mal in Coronazeiten. Wie ein etwas verfrühter Düsseldorfer Hoppeditz ist in mir jetzt schon eine alte Scherzfrage erwacht: Welches ist das billigste und individuellste Faschingskostüm? Antwort: Der Streichholz-Look. Einfach nackt ausziehen; den roten Kopf kriegt man von selbst. Es geht wieder einmal um das Thema „Stoff“. Erst jetzt fällt mir auf, wie selbstverständlich es für uns ist, unseren Körper mit Stoff zu bedecken. Kein normaler Mensch würde ohne Kleidung seine Wohnung verlassen. Viele legen großen Wert auf das Material und den Schnitt. Unsere Mönchsregel baut gegen übertriebene Wünsche vor: „Über Farbe oder groben Stoff dieser Kleidungsstücke sollen sich die Mönche nicht beschweren; man nehme alles so, wie es sich in der Gegend, wo sie wohnen, findet, oder was man billiger kaufen kann“ (RB 55,7). Wir haben schon immer Stoff getragen an fast allen Körperteilen – nur nicht im Gesicht. Das ist für uns seit Corona neu.

Auch an Karneval ist der Stoff wichtig. Die Kostümierung folgt entweder dem persönlichen Geschmack oder der vorgesehenen Tradition. Es verbindet die Menschen untereinander, wenn sie sich zum gleichen Zeitpunkt verkleiden und womöglich durch dieselbe ungewohnte Kleidung eine noch engere Zusammengehörigkeit erfahren. Kleider machen nicht nur Leute, Kleider stiften auch Gemeinschaft. Das erleben wir im Kloster durch unser Ordensgewand. Es schmiedet uns optisch zu einer Einheit zusammen neben dem Wohnen unter einem Dach, dem gemeinsamen Gebet und dem gemeinsamen Sitzen an einem Esstisch. Besonders auffällig ist dabei das große weiße Übergewand mit den langen Ärmeln, das wir bei den Gebetszeiten in der Kapelle tragen: die sogenannte Kukulle. Zweimal im Mönchsleben wird einem die Kukulle angezogen: das erste Mal nach der Ablegung der Ewigen Gelübde und das letzte Mal nach dem Tod. Die vielen unzähligen Male zwischen diesen beiden Wendepunkten unseres Lebens ziehen wir sie selbständig an. Die Kukulle erinnert uns in besonderer Weise an unsere eigene Vergänglichkeit. Und sie hat – wie das letzte Hemd eines jeden Menschen – keine Taschen. Dafür besitzt sie jedoch an den Seiten Durchgriffe, so dass man zu Lebzeiten in die darunter liegenden Kuttentaschen greifen kann. Die Kukulle passt sehr gut in den Monat November, wenn wir uns an unsere Verstorbenen erinnern und auch darüber nachdenken können, wie wir leben und wie wir sterben wollen.

Zum Thema Stoff im November darf natürlich für den Rheinländer neben dem Karneval und dem Totengedenken ein großer Heiliger nicht fehlen. Martin von Tours ist gerade durch die Stoffteilung so populär und beliebt geworden. Er behielt, was er hatte, nicht für sich, sondern teilte sofort, als er die Not sah. Auch wir können teilen: Zeit, Gemeinschaft, Freude, Sorgen. Das hilft und wärmt. Man muss nicht immer dieselbe Meinung teilen. So muss man auch die oben zitierte Scherzfrage nicht toll finden; aber wenn diese Kolumne ein wenig Freude schenken würde, wäre es schon schön – gerade jetzt im November.

Nicht nur in dieser schweren Coronazeit, sondern jedes Jahr kann man im November und Dezember beobachten, wie viele Menschen versuchen, sich eine kleine heile Welt aufzubauen. Lichterketten werden aufgehängt und Kerzen angezündet. Ein besonderer Duft liegt in der Luft. Die eigenen vier Wände sollen zum kleinen Paradies werden. Gerade die in Deutschland volkstümlichen Adventsbräuche verstärken solch einen Versuch. Dabei ist unsere Welt nicht heil und wird es durch solch ein Verhalten auch nicht werden.

Natürlich sehne ich mich auch nach Heil und Frieden. Aus diesem Grund begleiten mich in dieser Adventszeit zwei Jubilare, die durch ihre Werke bis in die Gegenwart wirken. Sie verdrängen oder übertünchen die dunklen Seiten des Menschseins nicht, sondern lassen die Spannung zwischen Heil und Unheil bestehen. Obwohl die beiden Jubilare zu unterschiedlichen Zeiten und in verschiedenen Kontexten gelebt haben, verbindet sie viel. Beide haben sich politisch engagiert und wurden zum Tode verurteilt. Das nicht vollstreckte Todesurteil hat die Lebenseinstellung beider maßgeblich geprägt. Beide verarbeiteten ihre persönlichen Erlebnisse durch ihr literarisches Schaffen. Und beide schöpften aus den biblischen Erzählungen. Ich meine den italienischen Dichter Dante Alighieri, der vor 700 Jahren in Ravenna starb und den russischen Schriftsteller Fjodor Michailowitsch Dostojewski, der 500 Jahre später in Moskau geboren wurde. Dantes „comedia“ hielt als „Göttliche Komödie“ ihren Siegeszug in die Herzen vieler Maler, Schriftsteller und Filmproduzenten. Indem der Dichter seinen eigenen Weg durch Hölle, Fegefeuer und Himmel beschreibt, regt er zum Nachdenken an: Wie sieht mein Weg aus? Und: Bin ich bereit, die Konsequenzen für mein Handeln zu tragen? Am Ende siegt die Liebe. Das ist Dantes Botschaft. Dostojewski beschreibt in seinen Romanen viele Einzelschicksale. Seine Romanfiguren stürzen in höllische Abgründe oder lassen das Gute und Edle im Menschen aufleuchten. Mit ihm erlebt man die Tiefen und Höhen des menschlichen Lebens. Er bleibt auf dem harten Boden der Realität. Dazu gehört für ihn auch die Sehnsucht nach einer heilen Welt. Wenn die Menschen zur Einsicht kommen würden, dass sie alle miteinander untrennbar zusammenhängen, dann würde das Paradies beginnen.

Ich nehme diese zwei großen Schriftsteller der Weltliteratur mit in die Adventszeit hinein. Sie erzählen von ihrem Glauben und von ihrer Hoffnung. Sie verstecken aber auch nicht ihre Ängste und Nöte. Sie fragen nach Gott und suchen das Paradies. Sie erzählen von Umwegen und Irrwegen, vom Gelingen und vom Scheitern. Mit dem unbeirrbar Festhalten an der Hoffnung treffen sie den Kern der Adventsbotschaft: Gebt die Hoffnung nicht auf, denn Gott wird kommen.

Und dennoch: Ich kann mich dem Zauber der volkstümlichen Adventsbräuche nicht ganz entziehen. Ich zünde gern eine Kerze an und rieche gern Tannengrün, aber wirklich zufriedenstellen kann mich dies alles nicht. Auch wenn draußen schon die Konfrontation mit der Coronadynamik hart genug ist, braucht es zusätzlich den ehrlichen Blick auf das eigene Innenleben, um Frieden zu finden. Darum gehe ich mit 3D durch diesen Advent: mit Dante, Dostojewski und mit einer Duftkerze.

Gute Botschaften hören wir gerne. Gute Botschaften beunruhigen uns nicht. Meistens bestätigen sie sogar unser Verhalten. Manchmal versprechen sie auch eine schöne Zukunft. Die Adventszeit ist eine Zeit der guten Botschaften – zumindest wenn man der Leseordnung für unsere Gottesdienste folgt. Immer wieder werden die großartigen Visionen des Propheten Jesaja verkündet. Ein Kind, über das alle sich freuen, wird geboren. Es wird ein großes festliches Mahl geben. Das gegenseitige Fressen und Gefressenwerden hat ein Ende.

Heikel wird die Lage für jemanden, der nicht nur keine guten Nachrichten mitbringen und keine schöne Zukunft ankündigen kann, sondern der auf Gefahren hinweisen und Kritik üben muss. Er soll die Menschen zum Umdenken und Umkehren bewegen. Am schwierigsten ist solch ein Auftrag, wenn gleichzeitig eine andere Botschaft lanciert wird, die die Menschen in ihrem gewohnten Denken und Tun bestätigt und sie in falscher Sicherheit wiegt. Der Prophet Jeremia sah schwierige Zeiten voraus. Als Zeichen seiner Weissagung lud er sich ein schweres hölzernes Joch auf. Da tauchte plötzlich der Prophet Hananja auf, zerbrach die Jochstangen und verkündete, dass alles wieder gut wird. Doch Jeremia ließ sich nicht beirren. Er machte sich neue Jochstangen – diesmal aus Eisen. Er behielt Recht mit seiner Vorhersage. Die Situation des Volkes Israel verbesserte sich nicht und der Prophet Hananja starb kurze Zeit darauf, wie von Jeremia angekündigt (vgl. Jer 28,1-17). Wahrscheinlich hätte sich Jeremia auch gewünscht, etwas anderes zu sagen und zu tun, als er musste.

Die Propheten des Alten Testaments sind Mahner und Mutmacher zugleich. Sie eröffnen Perspektiven. Sie reden den Menschen ins Gewissen. Gleichzeitig verlieren sie Gott nicht aus den Augen. Sie sind ganz in der Realität verankert, die für sie nicht vorstellbar ist ohne Gott.

In der Coronapandemie merken wir, wie sehr wir auf Menschen angewiesen sind, die Mut machen und mahnen. Sie dürfen wie die Propheten nicht aus eigener Macht sprechen, sondern nur aus einer Kompetenz, die sie erworben haben und die sie auszeichnet. Es wird diesen Mutmachern und Mahnern nicht anders ergehen als den Propheten in biblischer Zeit. Auch heute hört kaum jemand gern schlechte Nachrichten und Aufrufe zur Änderung. Auch heute treten Menschen auf, die widersprechen. Am Ende zeigt jedoch der Lauf des Lebens, wer Recht hatte. Wenn Warnungen nicht ernst genommen werden, droht das Unheil zu kommen. Auch weil viele nicht auf die Warnungen hörten, werden wir um Weihnachten einem neuen traurigen Höhepunkt in der Coronapandemie entgegen gehen.

Es stimmt, dass man genau hinschauen muss, wem man vertraut. Und es stimmt, dass man besonders vorsichtig sein muss, wenn jemand in irgendeiner Form religiöse Autorität für sich beansprucht. Wir brauchen jedoch Menschen, die die anderen und Gott im Blick behalten und die aus dieser Erkenntnis Mut machen und Kritik üben, so wie es die Propheten damals getan haben. Und wir alle sollten den Mut und das Vertrauen haben, denen zu glauben, die uns aus ihrer fachlichen Kompetenz heraus in dieser Pandemiezeit warnen. Der Rückblick zeigt uns, wie sehr sie Recht haben. Wir haben jetzt die Chance, die Zukunft zum Guten zu wenden.

Es ist mehr als ein schöner Reim. Es ist eine tief empfundene Überzeugung und Hoffnung aus der christlichen Tradition: „An Gottes Segen ist alles gelegen“. Natürlich braucht es zusätzlich die menschliche Fachkompetenz, um Probleme zu lösen. So reicht Beten allein zur Pandemiebekämpfung nicht aus, wohl aber kann ein christliches Menschbild das Selbstverständnis eines Mediziners zugunsten seiner Patienten beeinflussen.

Im Rückblick auf das zu Ende gehende Jahr finde ich es schon schade, dass unser neuer Bundeskanzler bei der Vereidigung auf den Gottesbezug verzichtete. Andererseits habe ich mich gefragt, ob nicht dieser Zusatz „so wahr mir Gott helfe“ vielfach zu einer frommen Floskel geworden ist, die man mal mitnimmt. Mir fiel ein Wort des evangelischen Theologen Albert Schweitzer ein: „Wer glaubt, ein guter Christ zu sein, weil er in eine Kirche geht, irrt sich. Man wird ja auch kein Auto, wenn man in eine Garage geht“. Andersherum gesagt: Wer die Möglichkeit nutzt, auf das Wort „Gott“ zu verzichten, kann trotzdem zutiefst von christlichen Werten geprägt sein. Es war vorhersehbar, dass Olaf Scholz und Annalena Baerbock auf den Gottesbezug verzichteten und dass Hubertus Heil als aktiver evangelischer Christ ihn bewusst ausgesprochen hat. Interessant fand ich jedoch, dass die aus der katholischen Kirche ausgetretenen Karl Lauterbach und Christian Lindner den Zusatz sprachen: „so wahr mir Gott helfe“. Damit hatte ich nicht gerechnet. Auch in diesem Punkt spiegelt unsere neue Bundesregierung die Vielfalt unserer Gesellschaft wider. Nicht nur für Menschen innerhalb der Kirche ist Gott wichtig. Immer wieder kann ich bei Menschen eine Sensibilität für Gottes Wirken entdecken, bei denen ich es nicht unbedingt erwartet hätte.

Ich habe nicht die Befürchtung, dass wir wegen der großen Anzahl konfessionsungebundener Mitglieder der Bundesregierung gottlosen Zeiten entgegen gehen. In ihrer aufgenommenen Arbeit zeigen die einzelnen Kabinettsmitglieder vielmehr jetzt schon, dass sie segensreich für die Menschen wirken wollen. Sie werden einiges verändern müssen, weil sich auch unsere Zeit und Gesellschaft verändert hat. Es ist auch gut, wenn alte Strukturen und manche fest verwurzelten Selbstverständnisse verschwinden, weil sie sich überlebt haben. Es bleibt zu wünschen, dass dann alle Beteiligten sich ehrlich der Wirklichkeit stellen und den Mut aufbringen, Neues wachsen zu lassen. Natürlich wird es auch Fehlentscheidungen und Fehlentwicklungen geben. Dann gilt es, Fehler einzugestehen und gegenzusteuern.

Mit dem Titel „Mehr Fortschritt wagen“ kann ich gut mitgehen. Er erinnert mich an ein Wort aus unserer Mönchsregel. Es steht im Kapitel über die Priester im Kloster und ist für mich zum zentralen Leitmotiv geworden: „er schreite mehr und mehr auf Gott zu“ (vgl. Kapitel 62, Vers 4). Wir müssen uns entwickeln, aber Entwicklung braucht ein Ziel. Ich wünsche unserer Bundesregierung für das kommende Jahr, das Ziel des Fortschritts nicht aus den Augen zu verlieren und gegebenenfalls die eingeschlagene Richtung zu korrigieren. Wir brauchen ein Ziel, das außerhalb unseres eigenen Lebenskompasses liegt, sonst drehen wir uns irgendwann nur noch um uns selbst. Für mich ist dieses Ziel Gott und der Weg dorthin sein Segen. Er ist nicht immer sichtbar und muss nicht immer ausgesprochen werden, aber er ist erfahrbar – oft auch dort, wo wir es nicht vermuten.